

Christoph Hein: „Das Narrenschiff“

Beeindruckendes Alterswerk und Chronik eines gescheiterten Staates

Von Mirko Martin

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.03.2025

Drei Generationen erleben die DDR – von ihren Anfängen über die Jahrzehnte des zähen und zermürbenden Dauerns bis hin zum Mauerfall und Verschwindens im wiedervereinigten Deutschland.

Der Roman beginnt mit einem Genre-Bildchen im Stil des Sozialistischen Realismus. Bei einer offiziellen Veranstaltung beugt sich Wilhelm Pieck, der greise Gründungspräsident der DDR, zu einem kleinen Mädchen namens Kathinka hinab und murmelt Huldvolles. Das Mädchen schweigt verdutzt, doch da beginnt auch schon das zweite Kapitel. Trotz des Titels „Das Narrenschiff“ – eine Anspielung auf die gleichnamige mittelalterliche Moralsatire von Sebastian Brant – hat Christoph Hein davon Abstand genommen, was vor ihm so viele DDR-Autoren von Christa Wolf bis Heiner Müller geradezu mit Hingabe pflegten: die allegorische, ja mythologische Überhöhung des in der Realität doch von Anbeginn banal-tristen SED-Staates. Stattdessen bleibt Hein ganz nah bei seinen Figuren, so etwa bei Kathinkas zukünftigem Stiefvater. Ihr leiblicher Vater Jonathan war während der Nazizeit umgebracht worden, so dass ihre Mutter Yvonne nun ganz pragmatisch nach einem Familienernährer suchen muss. Fündig wird sie bei einem heimgekehrten deutschen Kriegsgefangenen.

Christoph Hein

Das Narrenschiff

Suhrkamp Verlag

751 Seiten

28 Euro

„Johannes Goretzka, der noch in der Sowjetunion Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands geworden war, ließ sich ein Jahr nach Kriegsende das Mitgliedsbuch der neu gegründeten Einheitspartei geben, der SED. Ende neunzehnhundertsechszundvierzig wurde er Abteilungsleiter in dem in Gründung befindlichen Ministerium für Schwermaschinenbau.(...)Er lernte rasch, fehlende Fachkenntnisse durch einen Hinweis auf seine leitende Position auszugleichen oder durch seine Mitgliedschaft in der Einheitspartei.“

Beinahe überfüllt von lebendigen Szenen

Romane ächzen oftmals unter der Last der historischen Informationen, die sie vermitteln. Das ist bei Christoph Heins „Narrenschiff“ nicht anders, doch entschädigt die Fülle, ja beinahe Überfülle von lebendig geschilderten Szenen für solch notgedrungen trockene Chronisten-Einschübe. So etwa jene Passage, in der Kathinkas ungläubig staunende Mutter

von ihrem Zukünftigen stolz in eine Werkskantine geführt wird, die lediglich höheren Partei-Funktionären vorbehalten ist: Trotz des spießigen Ambientes scheint hier Schmalhans keineswegs Küchenmeister zu sein. Dann zoomt die Autorenkamera wieder kurzzeitig weg und observiert das Geschehen der darauffolgenden Jahre aus der Vogelperspektive:

„Die Ehe mit Johannes Goretzka betrachtete Yvonne nüchtern und rational, es war eine von ihr wohlgedachte, zweckmäßige und vernünftige Entscheidung.(...)Seines offenen Beines wegen suchte er sie selten in ihrem Schlafzimmer auf, und bereits drei Jahre nach der Hochzeit schwand sein sexuelles Begehren vollständig, was ihr recht war.“

Was nicht schwindet, ist der Aufstiegszwillen der beiden. Dass dieser keineswegs zuvörderst von Idealismus getragen ist, macht Christoph Hein immer wieder sinnfällig – und räumt damit ein, dass in bestimmten Kreisen noch heute wirkungsmächtige Klischees von den „guten Anfängen der DDR“ ab. Dank der Vermittlung ihres Mannes macht Yvonne bald Karriere in den Strukturen der staatlichen Kulturhäuser, tritt in die SED ein und entdeckt, sozusagen eine ostdeutsche Imelda Marcos, ihre Liebe für den Kauf von Schuhen, die für weniger Privilegierte unerschwinglich wären. Der Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 wird denn auch lediglich aus der besorgten Perspektive der neuen herrschenden Klasse wahrgenommen. Selbst die Entdeckung, dass Ehemann Johannes in jungen Jahren ein begeisterter Nazi gewesen war und deshalb mit seinem Hitler-kritischen Elternhaus gebrochen hatte, wird nach einigen Momenten der Irritation rasch wieder verdrängt. Mehr noch: Johannes' gütige Mutter, die aus dem Westen für einen Versöhnungsbesuch nach Ostberlin gekommen war, wird barsch beschieden, sich hier nie wieder blicken zu lassen. Da nun ja auch Yvonne schnell gelernt hat, worauf es wirklich ankommt in jener Republik, die der SED-Chef Walther Ulbricht unangefochten beherrscht:

„Sie hatte Mühe, die Reden und Debatten zu verstehen, die sie früher mit den anderen Büroschreibern als Polit-Chinesisch bezeichnet hatte, und es verwirrte sie, dass für alle anderen im Saal des Rathauses diese Kontroversen offenbar ungemein wichtig waren. Wenn es gelegentlich eine Auseinandersetzung um ein einziges Wort gab, wenn eine ganze Stunde darüber gestritten wurde, ob es 'ein' Zentralpunkt oder 'der' Zentralpunkt heißen müsse, hörte sie fassungslos zu, ohne etwas zu verstehen. Gelegentlich aber gab es Formulierungen, einprägsame Sätze, die sie sich notierte und mit denen sie, wie sie glaubte, im Kulturhaus Eindruck machen könnte.“

Plaudern über erhaltene oder verlorene Privilegien

Es ließe sich sagen: Dieses „gelegentlich“ zerstört Yvonnens Integrität, rettet aber gleichzeitig diesen Roman, dessen Geschichte ja immerhin über siebenhundert Seiten tragen muss – bis ins Jahr 1990 und zum Ende der DDR. Denn der quasi von Amts wegen herbeigeführten „Gelegenheiten“, um den Preis des Selbstwertgefühls Loyalität zu beweisen, sind viele. Genau das sorgt beim Lesen für jenes bitter erhellende Erkenntnisvergnügen und für jene Spannung, die das im Aufbau an einen TV-Mehrteiler erinnernde Buch auf stilistischer Ebene nicht zu bieten vermag. Die Vermutung, dass hier, in Personenzeichnung, Dramaturgie und Dialogen, vor allem sperrige alte ostdeutsche „Defa-Ästhetik“ recycelt sei, wäre allerdings ungerecht: Ist die Art und Weise, Tableau nach Tableau vorzuführen und dieses naturalistisch und psychologisch plausibel auszustaffieren, doch längst Usus der meisten

gesamtdeutschen Film- und Fernsehproduktionen. Währenddessen dreht sich das Personen-Karussell des „Narrenschiffs“ weiter:

„In dem Jahr, in dem ihr Mann zum Studium in Moskau war, befreundete sich Yvonne mit Rita Emser. Der Stellvertreterin des Bürgermeisters, die auch für die Kultur zuständig war, gefiel es, wie offensiv sich Yvonne bei den Gästen des Kulturhauses für die Beschlüsse und Entscheidungen des Magistrats einsetzte.(...) Zwei Jahre nach dem Besuch des Staatspräsidenten in der Schule von Kathinka wurde in den Schreibwarenläden eine Postkarte angeboten, auf der der Präsident neben Kathinka zu sehen war, die ihn anlächelte.(...) Rita Emser war sehr beeindruckt, lud Yvonne mit der Tochter zu sich nach Hause und machte sie mit ihrem zwanzig Jahre älteren Mann bekannt, Karsten Emser, einem Professor der Hochschule für Ökonomie und Mitglied des Zentralkomitees der Staatspartei.“

Daraufhin entsteht für die kommenden Jahrzehnte eine Art Tischrunde, in der man/frau einander schätzt und gleichzeitig belauert, über erhaltene oder verlorene Privilegien plaudert und unausgesprochen die ganze Zeit hofft, vom jeweiligen Gegenüber einigermaßen nützliche Informationen zu erhaschen: Eine Art Funktionsalltags-Version von Christoph Heins in der Spätphase der DDR entstandenen kritischen Stücks „Die Ritter der Tafelrunde“. Mit von der Partie ist natürlich auch Yvannes Mann Johannes, der sich dann wenigstens einmal in seinem Leben ideologisch nicht verbiegen will und in seinem soeben errungenen hohen Direktorenposten fundierte Fachkritik äußert – worauf er flugs die Karrierestufen wieder hinunter befördert wird. Da ist der Parteiintellektuelle Karsten Emser schon ein anderes Kaliber, ein zwischen Idealismus und Opportunitätsüberlegungen changierender Dialektiker, der sich zeitlebens einredet, zumindest im Ökonomischen das Schlimmste verhindern zu können, wenigstens teilweise und zeitweilig. Was er einst im stalinistischen Moskauer Exil erlebt hat, wie er dort, gleich unzähligen anderen Kommunisten, die danach in der DDR aufsteigen, verraten wurde und Verrat geübt hat – das teilt er der abendlichen Runde selbstverständlich nicht mit. Stattdessen dekretiert er sein eigenes tristes Credo:

„Man darf sich irren, aber nie gegen die Partei. Und wenn die Partei irrt, machst du einen Fehler, wenn du diesen Irrtum nicht teilst.(...) Recht gehabt zu haben, ist nicht immer hilfreich, und schon gar nicht gegen die Mächtigen, es schafft neue Feinde und neuen Ärger. Daher kann ich dir nur empfehlen, stell dich nie gegen die Partei. Wenn die Partei Fehler macht, folge ihr, mach ihn mit.“

Überwachung im Parteauftrag

Ebenso bedeckt hält sich der feinsinnige jüdische Literaturwissenschaftler Benaja Kuckuck, der die Nazizeit im englischen Exil überlebt hatte und sich deshalb vorsehen muss, um in Ulbrichts Staat nicht etwa als „Kosmopolit“ negativ aufzufallen. Ein wenig erinnert er an Hans Mayer, doch ist „Das Narrenschiff“ nicht als Schlüsselroman angelegt. Als man Kuckuck schließlich eine leitende Tätigkeit in der „Hauptverwaltung Referat Kinder- und Jugendfilm“ zuweist, ist denn auch flugs Genossin Yvonne zur Stelle, um ihn im Parteauftrag zu überwachen. Und obwohl sie in Ermangelung eines befriedigenden Ehelebens längst diskrete Liebhaber hat, teilt sie ihrem Gatten Johannes zumindest dieses Geheimnis völlig offenherzig mit:

„Das Referat hat für die ästhetisch-ideologische Klarheit zu sorgen. Es geht um die richtige Einstellung der Filmemacher, das wird unsere Aufgabe sein. Und du willst mir wohl nicht absprechen, dass ich dafür eine geeignete Persönlichkeit bin. Rita und ihr Mann jedenfalls halten mich für sehr geeignet.“

Jener Benaja Kuckuck entpuppt sich alsbald als die interessanteste, weil verletzlichste Figur des Romans. Denn weder robuster Karrierewillen noch der Glaube an die Heilsversprechen des Marxismus-Leninismus stehen ihm zur Verfügung. Deshalb wird ihm, dem „unsicheren Kantonisten“, sogar offiziell auferlegt, dann wenigstens in eine der staatstreuen und SED-kontrollierten Blockparteien einzutreten – ironischerweise in jene, die sich als „liberal-demokratisch“ bezeichnet. Professor Kuckuck, dessen Familie im Holocaust umgebracht wurde, bleibt auf sich allein gestellt, was er mit melancholischem Witz zu kaschieren versucht. Vor allem: Er ist homosexuell. Zwar wurde in der DDR der endsechziger Jahre der Verbotsparagraph abgeschafft, doch sind die gesellschaftlichen Tabus weiterhin ungebrochen. Wie bereits in seinem 2018 erschienenen Roman „Verwirnis“ zeichnet Christoph Hein nun auch hier in diesem Buch die Zickzackwege und das ängstliche Mimikry einer sogenannten „abweichenden Sexualität“ ebenso präzise wie sensibel nach. Während Benaja Kuckuck auf seiner Arbeitsstelle ohnmächtig mit ansehen muss, wie selbst Märchenverfilmungen ideologisch auf Linie gebracht werden, kann er bei Besuchen in der freieren polnischen Filmbranche kurzzeitig aufatmen – und das nicht allein beruflich.

„In Lodz hatte sich Kuckuck gelassen und locker gegeben, er war unbesorgt, zumal sein junger Freund keine Scheu hatte, ihn auch auf der Straße zu umarmen. In Berlin jedoch achtete er wieder darauf, sich Frauen gegenüber äußerst liebenswürdig zu verhalten, um seine sexuelle Neigung zu verbergen.“

Irgendwann zerfällt die Tischrunde

Und so gehen die Jahre, die Jahrzehnte dahin. Mauerbau und parteiamtlich verfügte Verbote von Filmen, die Niederschlagung des Prager Frühlings und die enttäuschten Hoffnungen nach dem Sturz Ulbrichts, sein Nachfolger Honecker würde etwas mehr Freiheiten „zulassen“. Irgendwann zerfällt die Tischrunde; deren Protagonisten werkelten nun allein weiter. Zweifellos kannte Christoph Hein das staats-alimentierte Milieu, das er da beschreibt, sehr genau oder hatte sich von Freunden und Bekannten en détail berichten lassen, wie es in dieser Binnenwelt zuging. Wenn er freilich den Stasi-Auslandschef Markus Wolf alias „Markus Fuchs“ im Buch als eine Art noblen Edel-Spion auftauchen lässt, der Karsten Emser, seinem Freund aus Moskauer Tagen, mit Spezial-Informationen über Ulbrichts Absetzung versorgt, kommt ein unguter Verdacht auf: Kokettiert hier der Autor etwa noch im Nachhinein mit den Häppchen von Herrschaftswissen, die man ihm einst zugestanden hatte? Wie gut, dass der altmeisterliche Romancier dann erneut die Perspektive weitet und die inzwischen zu einer geistig unabhängigen jungen Frau herangewachsene Kathinka stärker in den Blick nimmt.

„Die Aufnahmeprüfung in Babelsberg hatte Kathinka zwar erfolgreich bestanden, dennoch bekam sie keinen Studienplatz und wurde getröstet.(...)Ihre Mutter oder Benaja Kuckuck wollte sie nicht um eine Vermittlung bitten, und schon gar nicht Karsten Emser. Sie wollte es allein schaffen, wollte unabhängig ihren Weg finden. Zu oft hatte sie erlebt, dass auch ihre

Mutter ihre Stellung oder die Bekanntschaft mit hohen Funktionären ausnutzte, um Vorteile für sich zu erlangen.“

Nun, da es auf den letzten hundert Seiten langsam Abschied zu nehmen heißt von diesem Figuren-Ensemble, rückt die Frage in den Vordergrund, weshalb man diesem häufig ja durchaus erwartbaren Auf und Ab so viele Lesestunden hindurch treu geblieben ist. Hatten einst Uwe Johnson und Walter Kempowski nicht mit ganz anderer stilistischer Finesse erzählt, fanden sich nicht bereits in Monika Marons Roman „Flugasche“ und in der konzisen Erzählung „Herr Aurich“ bestechende Miniaturen jenes Anpasser-Milieus und hatte schließlich nach 1989 nicht Erich Loest mit seinen Leipzig-Romanen die Situation unmittelbar vor und nach dem Ende der DDR überaus plastisch beschrieben? Zweifellos. Doch auch wenn Christoph Hein in seinem „Narrenschiff“ nichts wirklich Neues erzählt – es ist bewundernswert, wie straff gespannt der inzwischen über achtzigjährige Autor in seinem opulenten Panorama den Erzählfaden hält, ebenso seine Kunst der nie verklärenden, sondern klischeefreien Milieu-Schilderung und Dialogführung. Denn je schneller die DDR ihrem selbstverschuldeten Ende entgegen taumelt, umso vernehmlicher kommt die jüngste Generation zu Wort. So etwa Kathinkas Tochter Priska, die für ihren Großvater Johannes, der schließlich eher pflichtschuldig denn wirklich geehrt von seinen Genossen zu Grabe getragen wird, keineswegs eine hehre Würdigung bereit hält.

„Opa war ein ziemliches Ekel. Ich kann mich nicht erinnern, dass er irgendwann einmal ein freundliches Wort für mich übrighatte. Wenn er überhaupt mal mit mir redete.“

Surrealistische Note grimmigen Humors

Karsten Emser und Professor Kuckuck verlassen dann fast zeitgleich mit dem Staat, der sie geprägt und deformiert hat, die Bühne. Zuvor aber versucht das Regime noch, sogar die Nachgeborenen zu kujonieren. Kathinkas Tochter Priska erhält einen Schulverweis, der Sohn Jonathan versucht sich durch die Arbeit in einem kirchlichen Krankenhaus in Berlin-Pankow aus der ideologischen Schusslinie zu bringen. Und dann – nach den Montagsdemonstrationen und der Maueröffnung vom 9. November 1989 - ist es vorbei. Großmutter Yvonne Goretzka, die nun flugs aus der SED ausgetreten ist, entdeckt das Teleshopping im Westfernsehen und wird schließlich tot inmitten all des Tinnens aufgefunden, den sie sich von ihrer gar nicht knappen Altersrente gekauft hat – eine surrealistische Note grimmigen Humors, von der dieser Roman vielleicht sogar noch ein wenig mehr vertragen hätte. Nach der Währungsunion stolpern dann Kathinka und ihr Mann Rudolf, dazu die gemeinsamen Kinder Priska und Jonathan, wie Millionen anderer DDR-Bürger in eine neue Existenz. Es spricht für Christoph Hein, der einst in jenen Monaten als öffentlicher Intellektueller nicht zu knapp Apokalyptisches von sich gegeben hatte, dass er diese überaus herausfordernde existentielle Erfahrung nun nicht mehr allein als Jammertal beschreibt. Im Gegenteil – trotz aller Brüche und neuer Krisen gibt es für die Bewohner des zuvor derart brutal und absurd abgeschotteten Staates nun endlich auch die Chance, gänzlich andere Erfahrungen zu machen.

„Ihre Tochter Priska hatte ihr Abitur bestanden und lebte als Au-Pair-Kraft für ein Jahr bei einer Familie in Toronto, wo sie zwei Schulkinder zu beaufsichtigen und der Gastmutter bei der Hausarbeit zu helfen hatte. Jonathan wurde im vierten Jahr seines Medizinstudiums ein

einjähriges Erasmus-Stipendium zuerkannt. Er hatte sich um einen Studienaufenthalt in Schweden beworben.“

Dort in Schweden werden ihn die Eltern dann auch besuchen. Seine Mutter Kathinka, das kleine Schulmädchen vom Beginn des Romans, ist inzwischen siebenundvierzig Jahre alt. Als sie eines Tages in der Schublade ihres Schreibtischs kramt, findet sie etwas Unerwartetes. Und reagiert auf jene souveräne Weise, mit der „Das Narrenschiff“ dann schließlich seine Fahrt beendet:

„Zuoberst lagen die Karten und Aufnahmen, die Jonathan ihnen aus Lund geschickt hatte. Unvermutet geriet ihr eine Postkarte in die Hand, die der staatliche Postkartenverlag `Bild und Heimat` vor Jahrzehnten gedruckt hatte und auf der ein dicker, alter Mann neben einem kleinen Mädchen in einer Stuhlreihe saß. Kathinka erinnerte sich und lächelte versonnen. Die Karte musste nun vierzig Jahre alt sein. Sie drückte einen Kuss auf das Foto, dann zerriss sie die Postkarte in kleine Schnipsel und warf diese in den Papierkorb.“